

verringern. Man würde unterscheiden lernen zwischen den äußeren, idealistisch motivierten Zielen und den tatsächlichen, die den vorgetäuschten oft in nichts ähnlich sehen.

All dies wird man dem Verfasser gerne zugeben, aber den ontologischen Optimismus wird man nicht mit ihm teilen können. Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch über eine große Anzahl treffender Einsichten verfügen kann, ohne daß sie für sein Handeln wirksam werden. Jeder Optimismus der genannten Art verführt dazu, die Erkenntnis zu überschätzen. Man hat jahrelang geglaubt, Aufklärung, also Einsicht in die Zusammenhänge, in deren Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit, bringe automatisch entsprechendes Handeln hervor. Man hat sich getäuscht. Das Christentum mag oft wenig zügig verkündet und oft wenig gelebt worden sein, das wird man nicht bestreiten können, daß es fähig wäre — aus seinem Wesen und Gehalt heraus —, die Welt zu erneuern. Daß es diese Kraft so stark verloren hat, liegt an anderem als am Mangel an Einsicht. Es ist begründet in der menschlichen Schwäche und in der menschlichen Bosheit. Der Mensch kann einsichtswidrig handeln, und die Erfahrung zeigt, daß dies sehr oft der Fall ist. Vielleicht darf man behaupten — ohne die Wichtigkeit der oben empfohlenen „Lebenskunde“ anzutasten —, daß oft Einsichten genug vorhanden wären, die den Menschen befähigten, sich und andere zu verstehen, daß infolgedessen auch die Kollektive, wie etwa die Völker, fähig sind, sich zu einigen und Frieden untereinander zu halten, wenn nicht Kräfte des Egoismus die Einsichten unwirksam machen würden. Mag auch Erkenntnis wichtig sein — sie allein genügt nicht, die menschlichen Beziehungen zu bessern. Entscheidend ist das Opfer, die Hinnahme von Unwerten um eines höheren Wertes willen. Dies gilt für den Einzelmenschen ebenso wie für die Kollektive.

Hubert Thurn S. J.

Der christliche Glaube in der Krise der Zeit

Noch zu Beginn des Jahrhunderts schien eine gläubige Haltung weithin der Würde des modernen, gebildeten Menschen zu widersprechen und der Glaube galt vielen als letzter Überrest einer überwundenen Zeit. Das ist heute anders geworden. Männer von wissenschaftlichem Ruf, Forscher, Philosophen und Künstler scheuen sich nicht, heute öffentlich zu bekennen, daß das Christentum der einzige Weg zu Gott und der christliche Glaube die Wahrheit ist, die allein den Menschen zu retten vermag.

Unsere Existenz stellt sich uns nicht mehr gesichert und großartig dar, sondern von allen Seiten bedroht und dunklen Mächten ausgeliefert. Sie ist wieder voller Rätsel und Geheimnisse. Darum ist vieles, was der aufgeklärte Mensch noch gestern ablehnte, heute wieder selbstverständlich. Hierin kann freilich die Gefahr liegen, im Glauben weniger die Wahrheit als die Geborgenheit zu suchen. Doch es gibt auch Menschen genug, die nicht nur in Wort und Schrift für den Glauben eintreten, sondern durch ihr Leben Zeugnis für ihn ablegen; und mancher, der einst andere Wege ging, bezeichnet sie heute öffentlich als Irrwege.

Wir hatten schon in einem früheren Beitrag Proben für diesen Umschwung geboten.¹ Er sei hier durch weitere Beispiele deutlich gemacht.

Das erste betrifft den Maler Henri Matisse, den wir als Beispiel für eine verbreitete Art verschwommener, rein gefühlsmäßiger Gläubigkeit anführten. Nun erhalten wir einen Bericht über „Die Wandlungen des Malers Henri Matisse“, der den berühmten, hochbetagten französischen Künstler in einem anderen Lichte zeigt.² Danach lebt Henri Matisse still und

¹ Vgl. 143. Bd., 74. Jg., Febr. 1949 (Seite 392—395).

² Vgl. Dr. Paul Becker in „Die Österreichische Furche“: V, 44 (29. 10. 49).

weltabgewandt in einer kleinen Kreisstadt der Riviera. Seit über einem Jahr arbeitet er an Entwürfen für die Ausmalung der Kapelle des Dominikanerklosters in Vence. „Ich kann nichts anderes arbeiten“, erklärt Matisse, „ich hatte die größte Mühe, eine Illustration zu Ronsard zu machen. Mein Geist ist christlich, und es war mir nicht möglich, den heidnischen Geist Ronsards wiederzufinden.“ Matisse soll jetzt ganz in dem Bau der Kapelle aufgehen und auch seine Freunde im Ausland dafür mobilisiert haben.

Dann ist da die seit langem viele Menschen innerlich bewegende und in der Öffentlichkeit erörterte Wandlung, die sich — beispielhaft für viele andere — bei Ernst Jünger „im Mahstrom der Zeit“ und „in Stürmen reifend“ vollzogen hat.

Von einem, für den das Christentum überwunden schien und der Gott verloren hatte (18.7.43),³ ist er heute wieder zum Menschen geworden, der in den Raum göttlicher „Strahlungen“ und in die „Heilssphäre“ geraten ist. Mag dieses ernsthafte Ringen um Gott, in dem sich Jünger erst mühevoll Gott beweisen zu müssen meint, ehe er an ihn glauben kann, auch noch nicht bis dorthin gelangt sein, wo ihm die alles entscheidende Bedeutung Christi, des Gottmenschlichen und Erlösers, aufgegangen ist, so gesteht er doch mitten in den Trümmern dieser Welt: „In solcher Lage richten sich die Blicke auf das Christentum.“

In den „Strahlungen“ wird offenbar, daß für Jünger das Gebet zu einem neuen, inneren Erlebnis geworden ist. Er nennt es einen „ungeheuren Reichtum“, dem keine Erfindung auf Erden gleichkomme (28.8.43), und er bekennet: „Von allen Domen bleibt nur noch jener, der durch die Kuppel der

gefalteten Hände gebildet wird. In ihm allein ist Sicherheit“ (31.12.43).

Die Eindeutigkeit, mit der Jünger in seiner „Friedensschrift“ gleich nach dem Zusammenbruch von 1945 sich mit dem Christentum auseinandersetzt und Frieden und Heil des Menschen unserer Zeit als einzig auf den christlichen Glauben gegründet erkannte, hat ebensolche Überraschung auf der einen wie Ablehnung auf der anderen Seite gefunden. Ohne Zweifel aber lebt heute in Ernst Jünger „eine Ahnung vom hohen Schimmer, den der Mensch gewinnen kann“, wenn er nicht nur um Gott ringt und ihm begegnet, sondern sich ihm auch hingibt.⁴

An Gott scheiden sich die Geister jeder Epoche. Auch die unsrige hat ihre Skeptiker. Ihr großer französischer Exponent ist André Gide. In einem Aufsatz zum 80. Geburtstag Gides berichtet C. A. Weber⁵ von der Bitterkeit, die François Mauriac als Christ beim Lesen von Gides „Tagebuch 1939—1942“ empfand, das jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegt.⁶ Verschanzt sich doch Gide darin in der endgültigen Feststellung, man müsse den Menschen an die Stelle Gottes setzen. Die Summe seiner Lebensauffassung spricht Gide in der folgenden Tagebuchnotiz aus: „Wird der Mensch nie lernen, von sich das zu fordern, was er glaubt von Gott fordern zu können? Er müßte wahrhaftig dahin gelangen. Wenn das nicht gelingen sollte, wäre alles verloren. Denn nur dann wäre die merkwürdige Aufgabe gelöst, die wir hier auf Erden haben (ohne es zu wollen, ohne es zu wissen und oft wider Willen), wenn durch unser eigenes Verdienst sich die Gottesidee verflüchtigte und andern Ideen Platz machte. Der Mensch müßte aber durch eige-

³ Die Daten beziehen sich auf die Tagebucheintragungen in „Strahlungen“ (648 S.) Tübingen 1949, Heliopolis-Verlag, DM 18.80.

⁴ Hierzu die Studie über Ernst Jünger von Hubert Becher S. J., Warendorf 1949, Schnell.

⁵ „Münchner Allgemeine“ vom 27.11.49.

⁶ München 1949, Desch, DM 6.50.

nes Verdienst Gott ersetzen und sich über ihn stellen. Gott existiert dann nur noch als Würde des Menschen, als seine Tugend und sein Verdienst. Et eritis sicut Dei. In diesem Sinne möchte ich das Wort des Verführers verstehen, der wie Gott selbst nur in unserm Geist existiert. Und so möchte ich in seinem Angebot, das uns als heimtückisch gepredigt wurde, eine Möglichkeit der Rettung erblicken...“ — Rettung durch die Hybris!

Man begreift das Ungeheuerliche der Auffassung Gides, wenn man ihn Léon Bloy gegenüberstellt, dessen Tagebücher ebenfalls jetzt in deutscher Sprache herausgekommen sind.⁷ Dieser hart und mit erschütterndem Ernst in Verlassenheit und innerer Qual um Gott ringende Bekenner bringt uns zum Bewußtsein, ein wie gefährliches Abenteuer der Glaube an Gott ist. Oder man muß Gides Skeptizismus einmal den Büchern des erst sieben- undzwanzigjährigen katholischen Dichters Robert Morel gegenüberstellen.⁸ Dann weiß man, was der Glaube aus einem Menschen zu machen vermag, wenn er mit ihm ernst macht.

Daß es letzten Endes um die persönliche Hingabe an Gott und den Anschluß an den Gottmenschen Jesus Christus geht, um die Erlösung durch sein Kreuz, das erleben wir in einer eindringlichen Weise an Alfred Döblins neuem Bekenntnisbuch „Schicksalsreise“.⁹ Durch dieses Buch, auf das wir hier nur im Zusammenhang mit unserer besonderen Fragestellung eingehen wollen, wird uns wieder von neuem bewußt, daß der Glaube Gnade ist, die dem Menschen unserer Zeit gerade in Krieg, Flucht und Niederlage geschenkt wird. Der Weg führt

Döblin immer wieder unter das Kreuz: „Der Gekreuzigte läßt mich nicht los“ (182). Der Glaubende erlebt „Religion und Kirche von innen“ und umfaßt die Welt der Glaubensgeheimnisse mit innerer Freude. „Religion führt durch den Glauben die menschliche Person an die zentralen Dinge, die schöpferischen Kräfte der Welt. Und so führt Glauben zu einer psychophysischen Veränderung“ (373). Tiefe Gedanken über die Glaubenssituation des heutigen Menschen sind in diesem Buche zu finden.

Es ist nicht nur ein Bild oder Gleichnis, daß der Glaube an Gott, den Dreieinigen, und an den, den er gesandt hat, an den Gottmenschen Jesus Christus, das Licht und die Sonne unseres Lebens ist. Es ist eine gnadenhafte Wirklichkeit im Glaubenden. Im Lichte des Glaubens sind Welt und Leben grundlegend verwandelt. Die Sonne des Glaubens aber kennt in der Abfolge der Generationen und im Leben des einzelnen auch Zeiten des Steigens, der Zunahme an Helligkeit bis zur Lichtfülle des Zeniths und Zeiten des Absinkens in Dämmerung und Nacht. Die Perioden solchen Aufstiegs und Niedergangs sind in ihrer zeitlichen Dauer sehr verschieden, ja unberechenbar, weil sie nicht nach Naturgesetzen erfolgen, sondern sich allein aus der freien Wechselwirkung von göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit ergeben. Daß in unserem Jahrhundert der christliche Glaube nicht im Zenith steht, ist eine schmerzliche Tatsache. Wie viele Menschen gibt es, die wie der Vormund in Gertrud von le Forts „Kranz der Engel“¹⁰ nur noch von der Abendröte des Christentums leben. „Die Abendröte verkündet, aber sie reift keine Früchte mehr. Die Ehrfurcht vor dem christlichen Glauben und das Wissen um die Tiefen dieses Glaubens kann den vollen Glauben niemals

⁷ „Der undankbare Bettler“. Tagebücher 1892—95. (364 S.) Nürnberg 1949, Glock u. Lutz. Brosch. DM 8.50.

⁸ „Sonntag der Satten“ (256 S.) Düsseldorf 1949, Schwann, geb. DM 8.40; „Das Abenteuer des Judas“ (136 S.) Nürnberg 1949, Glock u. Lutz. Brosch. DM 2.85.

⁹ Frankfurt 1949, J. Knecht. Geb. DM 12.—.

¹⁰ München 1946, Michael Beckstein (jetzt Franz Ehrenwirth) Neue Dünndruckausgabe: Schweißtuch der Veronika. Beide Bände in einem Band 1949, DM 19.80.

ersetzen“ (251). Solche Menschen sind nicht wie Veronika „bereit, ihrem Gottverhältnis alles zu opfern, sogar ihr persönliches Lebensglück, während sonst überall das Entgegengesetzte geschieht: Jedermann opfert die religiösen Werte ganz beliebig für das Allernichtigste auf, ja, er ist sich dessen kaum bewußt, so wenig gegenwärtig sind sie ihm. Das Geheimnis, um das es hier geht, aber ist: daß man mit der Aufopferung Gottes auch die Welt opfert, daß der Verrat an der Religion den Verrat an der Kultur nach sich zieht, nach sich ziehen muß. Die abendländische Kultur wird genau so lange leben wie die abendländische Religion lebt. Nicht jene trägt diese, sondern diese jene. Wenn diese stürzt, so stürzt jene nach...“ (250 bis 251).

Wie sehr das wahr ist, erleben wir heute in erschreckender Deutlichkeit. Der Mensch ist zwar in seiner Haltung von der Zeit abhängig und darum auch von ihrem Glauben oder Unglauben beeinflusst, aber er ist ihr nicht ausgeliefert. Er kann sich über sie erheben. Kraft verleiht ihr dazu die Gnade, in der er die Welt überwindet. Darum gibt es in unserer Zeit nicht nur die Verdunklung und die Abendröte des Glaubens, sondern auch verheißungsvolle Morgenröte und ein neues Aufsteigen des Glaubens in den Herzen, das uns mit Zuversicht erfüllt. Wir erleben immer wieder die Wahrheit des Wortes, das Hans Carossa einmal geschrieben hat: „Jesus, die große Sonne, kommt keinem abhanden, den sein Strahl einmal durchleuchtet hat. Man kann ihn vergessen, man kann ihm abschwören, das ändert nichts; er ist vergraben im unwolktesten Herzen, und es kann stündlich geschehen, daß er aufsteht.“¹¹

Herbert Gorski S. J.

Zuschriften aus dem Leserkreis

Zu dem Umschaubeitrag: „Lebt Gott in Rußland?“ (im Oktoberheft 1949) schreibt Pfarrektor W. G.:

Der Aufsatz hat mich mit innerer Genugtuung erfüllt, sprach er doch Gedanken aus, die auch in mir auf Grund jahrelanger Erfahrungen im Verkehr mit dem russischen Menschen lebendig waren. Ich freue mich außerordentlich, daß Sie „vor der Vermessenheit“ warnen, „von den gottlosen Russen zu sprechen.“

Nach den Ortsnamen zu urteilen, die Sie in Ihrem Aufsatz anführen, bin ich während des Krieges ungefähr in derselben Gegend des weiten Rußland gewesen. Ich erlernte die russische Sprache in Wort und Schrift, ich unterhielt mich mit allen erreichbaren Wesen, mit Beamten, die tief gläubig waren, mit frommen Frauen, mit Handwerkern und Bauern, mit alten Popen und mit ihren jungen Nachfolgern im Amte, auch mit Schulkindern: alle waren gläubige Menschen.

Allerdings stellte ich auch Beispiele des Unglaubens fest: junge Mädchen im Alter von 17—20 Jahren, ausgebildet als Krankenpflegerinnen oder „Volksärztinnen“, und einmal die noch junge Frau eines sowjetischen Beamten.

Hier zwei besonders interessante Beispiele: Es war im August 1942, in einem Quartier in B. im Rostower Bezirk, Mehrere Schuljungen wie immer dabei, wenn Soldaten auftauchen. Ich frage den größten aus über seine Schulausbildung und komme dabei auch auf die Religion. Er lernte davon nichts in der Schule. Er kennt aber Gott im Himmel, seinen Sohn Jesus Christus, die „Matka boschija“ und sogar eine ganze Reihe der Apostel mit Namen. Ich frage ihn: „Woher weißt du denn das alles?“ Er antwortet: „Ich habe ein Buch, darin lese ich immer.“ Ich: „Hole es herbei!“ Er geht und bringt — das Neue Testament, ein Eselsohr eingekniffen an der Seite, die er gerade liest. Ich frage:

¹¹ Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. (S. 325 f.). Neuausgabe: Stuttgart 1949, Gesammelte Werke, 2 Bände, Insel-Verlag. Lw. DM 22.—.